

Die neuzeitliche Ethik hat den teleologischen Naturbegriff der Antike durch den Begriff der praktischen Vernunft ersetzt, deren Normen alle Menschen unterworfen sind. Dieses von Immanuel Kant entwickelte Modell hat den Vorteil, Ethik als deduktive Disziplin zu behandeln, es hat aber den Nachteil, dass der Ausgangspunkt eine abstrakte Konstruktion ist. Konstruiert wird als Kern des Menschen eine rein logische Instanz, die sich selbst nach dem Prinzip des Widerspruchs Gesetze des Handelns gibt. Davon getrennt bleibt die empirische Wirklichkeit, in der die Menschen nach dem Prinzip der Selbsterhaltung agieren. Damit hat Kant die antike Tugendethik, die zugleich als Lebenskunst auftrat, gespalten in Moralphilosophie und Anthropologie.<sup>1</sup>

Um Ethik und Lebenskunst wieder miteinander verbinden zu können, genügt es nicht, Bereiche auszumachen, in denen die universalen Normen Anwendung finden. Es ist vielmehr erforderlich, eine Daseinsform zu finden und zu analysieren, in der die Regeln der Lebenskunst ihre ursprüngliche Konkretisierung finden. Der ausgezeichnete Bezug der gesuchten Lebensform zur Lebenskunst muss sich durch die Art explizieren lassen, wie die Beteiligten sich als Subjekte in der Situation erfahren. Die Situation enthält selbst noch nichts Normatives, aber sie bildet den Horizont, in dem Aufforderungen zum Handeln entstehen. Die Erfordernisse des Lebens werden in der exemplarischen Situation als Aufgaben erlebt, die von den Beteiligten als ihre eigenen anerkannt werden. Von diesem Ausgangspunkt lässt sich die Philosophie der Lebenskunst als normative Disziplin rekonstruieren, deren allgemeine Regeln die Form einer konkreten Allgemeinheit besitzen. Die konkrete Allgemeinheit von Regeln, die aus einer inneren Differenzierung der Bereiche resultiert, geht über die bloße Applikation universaler Normen hinaus. Nicht Umstände modifizieren die Regeln, sondern jede Situation erzeugt ihre eigenen Regeln, die keiner weiteren Begründung bedürfen. Darin äußert sich die moralische Kreativität der Lebenskunst, die sie dem Universalismus normativer Ethik überlegen macht. Aus diesem Ansatz ergibt sich für den Gang der Untersuchung folgende Gliederung:

Zunächst stelle ich die heterosexuelle Liebe als Ursituation dar, aus der die "exzentrische Positionalität" des Menschen resultiert (I). Sodann zeige ich, wie die Exzentrizität den Menschen zu einem rechtfertigungsbedürftigen Wesen macht, das seine innerweltliche Rechtfertigung in der erotischen Liebe finden kann (II). Schließlich zeige ich am sozialen Wandel der Zweierbeziehung, wie Liebeskunst und Lebenskunst eine unzertrennliche Einheit bilden, die in der Metapher des Spiels ihren Ausdruck findet (III). Leitfaden meiner Überlegungen, die Lebenskunst auf eine bestimmte Form des Handelns zurückführen, ist die phänomenologische Ontologie Jean-Paul Sartres, die der Sexualität für das menschliche Verhalten einen fundamentalen Status zuschreibt. Daraus ziehe ich allerdings Folgerungen, die von Sartres Apologie der absoluten Freiheit abweichen, die aber seinen Analysen des sexuellen Begehrens als Fundament des menschlichen Selbstverständnisses verpflichtet bleiben.

---

<sup>1</sup> Ferdinand Fellmann, Lebenskunst oder Ethik? Im Spannungsfeld eines ungleichen Paares. In: *Journal für Philosophie der blaue reiter* 28 (2/2009), 18-23.

**I: Sexuelles Begehren und exzentrische Positionalität**

Einer der bedeutendsten Exponenten der philosophischen Anthropologie des 20. Jahrhunderts, Helmuth Plessner, hat für die *conditio humana* die Formel von der "exzentrischen Positionalität" des Menschen geprägt.<sup>2</sup> Er meint damit nicht nur die Selbstreferenz des Bewusstseins, der zufolge das Sein des Menschen davon abhängt, wie er sich selbst von außen sieht, welches Bild er sich von sich selbst macht. Mit seiner Formel weist Plessner auch auf die biologische Sonderstellung des Menschen hin, die sich in der Einzigartigkeit der menschlichen Sexualität äußert. Die Soziobiologie hat die Einzigartigkeit der menschlichen Sexualität analysiert und detailliert beschrieben. Herausragende Merkmale sind dauerhafte sexuelle Ansprechbarkeit, die Paarbindung sowie die Intimität des Geschlechtsaktes, um nur die wichtigsten zu nennen.<sup>3</sup> Diese physiologisch beschreibbaren Merkmale finden ihren Niederschlag im sozialen Verhalten und im psychischen Erleben, die das Thema der Liebesgeschichten aller Zeiten und aller Völker bilden. Hier liegt die spezifische Differenz, die den Menschen als besondere Spezies gegenüber dem Tier auszeichnet.<sup>4</sup> Paarbindung und gemeinsame Aufzucht von Nachkommen haben natürlich ihre Parallelen im Leben der nicht-menschlichen Primaten. Trotz aller, von Primatologen immer wieder hervorgehobenen Parallelen besteht doch ein qualitativer Unterschied im sexuellen Leben von Mensch und Tier. Sicherlich kennen auch Tiere eine breite Palette von Gefühlen, die mit der Sexualität verbunden sind, aber es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass Tiere ihre sexuellen Empfindungen so aufeinander beziehen, dass sie zum durchgängigen Reflexionsmedium werden. Daher wird niemand die Sexualität von Schimpansen oder Bonobos als erotische Liebe interpretieren, die den Menschen im Bezug zum anderen sich selbst begegnen lässt.<sup>5</sup> Die Weltoffenheit des Menschen liegt tiefer als die kulturelle Entwicklung des Denkens, wie sie derzeit von der evolutionären Anthropologie einseitig im Lichte des Kognitivismus betrachtet wird. Menschliches Denken ist nur verständlich im Horizont einer emotionalen Horizonterweiterung, die mit der Ablösung der tierischen Sexualität von instinktiven Abläufen gegeben ist.<sup>6</sup>

Die erotische Liebe, die Mann und Frau emotional verbindet, ist bekanntlich ein höchst prekärer Zustand. In der intimen Begegnung präsentiert sich jeder in seiner Begierde und Verletzbarkeit; jeder ist, handlungstheoretisch formuliert, Täter und Opfer zugleich. Mann und Frau gebrauchen sich gegenseitig als Lustobjekte, bestehen aber darauf, dass der Partner sich nicht nur passiv wie ein Objekt verhält, sondern sich auch aktiv als Subjekt verhält. Lieben impliziert für uns immer Geliebtwerden, so dass eine merkwürdige Dialektik von Verlangen und Hingabe entsteht, welche die innere Dynamik der erotischen Liebe ausmacht. Wie der Sexualakt Aggression und Vereinigung verbindet - das "Mit- und Gegeneinanderwirken der beiden Grundtriebe", wie Sigmund Freud sich

---

<sup>2</sup> Zur Weiterführung von Plessners exzentrischer Positionalität in pragmatischer Absicht vgl. Hans-Peter Krüger, Philosophische Anthropologie als Lebenspolitik, Berlin (Akademie Verlag) 2009.

<sup>3</sup> Donald Symons, The Evolution of Human Sexuality, New York (Oxford University Press) 1979.

<sup>4</sup> Die Formulierung "besondere Spezies" mag für Biologen tautologisch klingen, da jede Spezies besonders ist. Ich will damit zum Ausdruck bringen, dass der Mensch das einzige uns bekannte Lebewesen ist, das seine Natur selbst zum Gegenstand der Reflexion macht, was zur Interferenz von natürlicher und kultureller Evolution führt.

<sup>5</sup> Ferdinand Fellmann, Das Paar als Quelle des Selbst. Zu den soziobiologischen Grundlagen der philosophischen Anthropologie. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie (Akademie Verlag) 57 (2009/5), 745-756.

<sup>6</sup> Zur kognitivistischen Theorie des menschlichen Denkens vgl. Michael Tomasello, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt a. Main (stw) 2006. Zum alternativen Ansatz vgl. Ferdinand Fellmann, The Origin of Man behind the Veil of Ignorance - A Psychobiological Approach (im Druck).

ausgedrückt hat - , so lebt die Liebe von der Dialektik von Nähe und Distanz, von Verschmelzung und Selbstbehauptung, Extreme, die sich gegenseitig hochschaukeln und die erotische Liebe zum Paradoxon machen, dass zwei Menschen eins werden und doch zwei bleiben wollen.<sup>7</sup>

Für die Paradoxien der Liebe ist sicherlich die Polarität der Geschlechter verantwortlich. Im Zuge der rechtlichen und sozialen Gleichstellung der Frau wird Polarität nicht gern zugestanden, aber hier liegt offenbar ein Missverständnis vor, das schon in den 1950er Jahren Erich Fromm aufgezeigt hat: "Die Polarität der Geschlechter ist im Schwinden begriffen, und damit verschwindet auch die erotische Liebe, die auf dieser Polarität beruht".<sup>8</sup> Soziale Gleichberechtigung impliziert nicht emotionale Gleichartigkeit. Die nicht zu leugnende physiologische Verschiedenheit der Geschlechter findet ihren Ausdruck in der Art, wie Mann und Frau die Sexualität erleben. Gerade wenn man soziale Kodierung hoch ansetzt, gewinnt emotionale Differenz an Bedeutung, da sie, wie Fromm richtig sieht, die Grundlage der zwischenmenschlichen Kreativität bildet.<sup>9</sup> Kreativität ist keine *causa sui*, sondern Resultat von Gegensätzen, die sich anziehen. Man kann zwar die Liebe als Tauschverhältnis interpretieren, muss aber dabei berücksichtigen, dass nicht Güter getauscht werden, die den Tauschenden äußerlich sind, sondern die Tauschenden selbst sind die "Objekte" des Tausches. Damit wird die Polarität unhintergebar, denn es macht einen Unterschied, ob ein Mann oder eine Frau den Tausch eingeht.

Die Polarität der Geschlechter wird derzeit auch seitens der homosexuellen Bewegung in Frage gestellt. Auch hier sind Missverständnisse im Spiele. Heute wird niemand mehr die Legitimität homosexueller Lebensformen in der liberalen Gesellschaft in Frage stellen. Aber abgesehen davon, dass eine ganz aus homosexuellen Paaren bestehende Gesellschaft eine solche von letzten Menschen wäre, ist nicht zu bestreiten, dass homosexuelle Liebe heterosexuelle Muster nachahmt.<sup>10</sup> Nun mag es sein, dass die Nachahmung in mancher Hinsicht weniger Anforderungen an die Beteiligten stellt und insofern harmonischer verläuft, aber darin liegt auch die Gefahr eines emotionalen Reduktionismus, der eine sich selbst überlassene homosexuelle Gemeinschaft der kreativen Impulse berauben würde, die aus der Polarität der Geschlechter entstehen. Alle Codierungen der Liebe, welche die fundamentale Polarität der Geschlechter außer Kraft setzen, führen zur Schwächung der Macht des Fleisches, die im Eros ihren Ausdruck findet.

Das hier skizzierte Muster der erotischen Liebe hat seine philosophische Ausarbeitung in Sartres Hauptwerk *Das Sein und das Nichts* (1943) gefunden.<sup>11</sup> Wenn in den gängigen Interpretationen dieser Aspekt auch unterbelichtet bleibt, so kann kein Zweifel daran bestehen, dass Sartres Beschreibung der menschlichen Wirklichkeit vom Paradigma der erotischen Liebe ausgeht.<sup>12</sup> In seiner Analyse des sexuellen Begehrens unterscheidet Sartre "fundamentale Sexualität" von den physiologischen Gegebenheiten der Geschlechtlichkeit (EN 452). Sexualität ist für ihn keine Eigenschaft des Menschen, sondern gehört zu seinem Wesen. Damit macht Sartre Sexualität zum

---

<sup>7</sup> Sigmund Freud. Abriss der Psychoanalyse, 2. Kap. In: Gesammelte Werke XVII, London 1946, 71.

<sup>8</sup> Erich Fromm, Die Kunst des Liebens. Taschenbuchausgabe (Wilhelm Heyne Verlag) München 2001, 26.

<sup>9</sup> Ebd. 45

<sup>10</sup> Ferdinand Fellmann, Der Liebes-Code. Schlüssel zur Polarität der Geschlechter, Berlin (Parerga) 2007, Kap. IV.

<sup>11</sup> Seitenangaben nach der französischen Ausgabe: L'être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique. Paris (Gallimard) 1943 (EN). Die deutsche Übersetzung der Zitate vom Vf.

<sup>12</sup> Eine Ausnahme macht die Darstellung von Peter Kampits, Jean-Paul Sartre, München (beck'sche reihe) 2004. Das Verdienst der Kampits'schen Lesart liegt darin, dass er den Zusammenhang von Sartres Thematisierung der sexuellen Begierde mit der Rechtfertigungsproblematik herausarbeitet.

Gegenstand seiner phänomenologischen Ontologie. Er kritisiert an Heideggers Ontologie, dass diese das Dasein unabhängig von der Sexualität zu erfassen suche (EN 451). Die Frage ist natürlich, worin sich die ontologische Differenz von der physiologischen und psychologischen Polarität der Geschlechter unterscheidet. Sartres Ausführungen vermitteln den Eindruck, als spiele die physiologische Differenz keine Rolle, so dass er die Heterosexualität als unwesentlich betrachtet und von einem "sexuell ansprechbaren Sein im Allgemeinen" spricht (*un être sexué en général*, EN 453). Dem freilich widersprechen nicht nur Sartres detaillierte Beschreibungen des Geschlechtsaktes, die sich eindeutig auf die intime Begegnung von Mann und Frau beziehen, sondern auch sachlich lässt sich die physiologische und psychologische Seite nicht ausklammern. Um hier nicht in einen unhaltbaren Ontologismus zu verfallen, schlage ich vor, Sartres "fundamentale Sexualität" als die Art zu interpretieren, wie Mann und Frau die körperliche Differenz erleben und auf sich selbst beziehen. "Fundamental" ist die Sexualität also nicht im genetischen Sinne, sondern im Sinne der Integration ins Selbstgefühl und Selbstbewusstsein der Partner. Auf den Punkt gebracht: Selbstbewusstsein, welches das "Für-sich-sein" prägt, ist immer Bewusstsein der sexuellen Differenz. Sie ist der Ausgangspunkt der ontologischen Differenz, die in der "exzentrischen Positionalität" des Menschen ihren, das Sexuelle übersteigenden allgemeinen Ausdruck findet.

Wie keine andere Lebensform stellt die Liebe Mann und Frau vor Probleme, die sich nicht rein instrumental lösen lassen. Da immer ein anderer Mensch im Spiel ist, hat die Selbstsorge immer mit der Sorge um den Anderen zu tun. So sind Glück und Moral in der Zweierbeziehung nicht voneinander zu trennen. Das allerdings schafft für den Einzelnen eine paradoxe Situation, die sich darin äußert, dass die Sexualität als Fundament der Liebe dazu tendiert, das Haus der Liebe zu zerstören. Sexuelles Begehren ist egoistisch und anonym, Liebe dagegen altruistisch und persönlich. In diesem Spannungsfeld fühlt sich der Einzelne oft hin- und hergerissen zwischen zwei widerstreitenden Gefühlen: die Lust auf sexuelles Vergnügen einerseits und die Sehnsucht nach Geborgenheit andererseits. Welche Wege kann die Lebenskunst aufzeigen, um aus diesem Widerstreit herauszukommen?

Für Sartre ist die erotische Liebe wie jede andere Form der zwischenmenschlichen Beziehung zum Scheitern verurteilt. Diese negative Ontologie, die zweifellos ein Spiegel des Lebensgefühls der Kriegs- und Nachkriegsjahre ist, hat die existentialistische Denkform bis in die 1960er Jahre hinein geprägt. Mit dem Einzug des Liberalismus in Europa und der sexuellen Revolution haben sich die Parameter verändert, und das kommunikative und soziale Potential der Liebe ist in den Vordergrund gerückt. Sartres viel zitierter Satz: "Die Hölle, das sind die anderen", hat an Überzeugungskraft eingebüßt. Auch das Plädoyer für die kriterienlose Freiheit, zu der der Mensch verurteilt sei, findet nicht mehr den Widerhall. Die anderen und insbesondere die Fremden sind in das individuelle Selbstverständnis als positive Momente eingerückt. Damit stehen wir vor der Frage nach den Mitteln und Wegen, auf denen die Menschen das normale Chaos der erotischen Liebe sozialverträglich und human gestalten können. Gibt es eine Liebeskunst, die als Lebenskunst auftreten kann? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, ist in meinen Überlegungen noch ein Zwischenschritt erforderlich. Er betrifft das Glücksstreben des Menschen, sofern es mit der erotischen Liebe verbunden ist, und die Bedingungen, unter denen Männer und Frauen zusammen ihr Glück finden können.

**II: Glück in der Liebe und Rechtfertigung durch die Liebe**

Schon Kant hat ausgesprochen, dass der Mensch notwendig nach Glück strebt, dass das Glücksstreben identisch ist mit dem Willen zum Leben. Dafür braucht sich niemand zu entschuldigen. Die Tatsache aber, dass die individuelle Existenz von Zufälligkeiten abhängt, beunruhigt das menschliche Selbstverständnis. Zwar ist die Beunruhigung nicht dauerhaft spürbar, aber sie zeigt sich indirekt darin, dass wir uns die Umstände unserer Zeugung nicht gern vor Augen führen. Wir überdecken dieses kontingente Faktum mit der Feier unseres Geburtstags, mit der wir unser Personsein jedes Jahr erneut bestätigen. Daraus geht hervor, dass der Mensch über die Rechtfertigung der einzelnen Handlungen hinaus in seiner Existenz ein rechtfertigungsbedürftiges Wesen ist.<sup>13</sup> Als von Menschen gezeugter Mensch liegt ihm daran, dass seine Zeugung in Liebe erfolgt ist. Mit dem Bewusstsein, ein Kind der Liebe zu sein, transzendiert der Mensch die zufällige Lust seiner Eltern und gewinnt damit ein Muster für die eigene erotische Liebe.

Die Rechtfertigungsbedürftigkeit des Menschen prägt sein gesamtes Streben nach Glück. Das menschliche Glücksstreben erschöpft sich keineswegs in der Befriedigung von Bedürfnissen und Erfüllung von Wünschen. Menschliche Handlungen sind immer eingebunden in die Art, wie der Mensch die Welt interpretiert, und Glück besteht dann darin, inwieweit die Welt seine Interpretation bestätigt. Selbst ein Krimineller, der sich der Unrechtmäßigkeit seiner Handlungen bewusst ist, hat im Hinterkopf eine Interpretation der Welt, etwa die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, die für ihn Grund genug ist, die Gesetze zu brechen. Damit kommen die anderen Menschen ins Spiel, auf deren Zustimmung wir angewiesen sind. Die Zustimmung aber lässt sich nicht erzwingen, und schon gar nicht in der Liebe. Freilich brauchen wir nicht die Zustimmung realer Anderer, die höchst unqualifiziert sein kann. Wir suchen die Zustimmung idealer Anderer, also von Menschen, die wir achten und auf deren Urteil wir etwas geben. Die Rechtfertigungsbedürftigkeit des Menschen erfährt im Falle der erotischen Liebe eine aufschlussreiche Zuspitzung. Kaum jemand möchte mit beliebigen Anderen erotisch verkehren. Nur bestimmte Menschen kommen als erotische Partner in Frage, von denen wir geliebt werden möchten. Die Partnerwahl scheint zwar keinen rationalen Kriterien zu unterliegen, aber Kriterienlosigkeit heißt nicht Bedeutungslosigkeit. Die Sonderstellung der oder des Geliebten gründet nicht nur in physischen und psychischen Eigenschaften, die uns ansprechen, sondern darin, dass der ideale Andere, den wir zur Rechtfertigung unserer Weltsicht brauchen, im geliebten Partner seine konkrete Personifikation findet. So wie Goethe in Sizilien auf der Suche nach der "Urpflanze" war, die er natürlich nicht finden konnte, da es sich um eine Idee handelt, so ist der Mensch in der Liebe auf der Suche nach dem idealen Partner, der ihn in seiner Existenz rechtfertigt. Es gehört zu den Stärken der Ontologie Sartres, dass er die erotische Liebe unter dem Aspekt der Rechtfertigung interpretiert. Er versteht unter Rechtfertigung nicht rationale Begründung von Handlungen, sondern ein unverfügbares Geschehen, in dem der andere als selbstständiges Subjekt einen wesentlichen Anteil hat. In seinem frühen Roman *Der Ekel* kommt Sartre zu dem Schluss, dass kein anderer als konkrete Person uns rechtfertigen kann, da er in seiner Kontingenz eine permanente Bedrohung unserer Freiheit darstellt.<sup>14</sup> Aus der "Klebrigkeit" der körperlichen Existenz, die immer mit sexueller Begierde verbunden ist, gibt es nur eine Befreiung durch die Kunst, eine Denkfigur, die an Friedrich Nietzsches ästhetische Rechtfertigung der Welt durch den Schein erinnert.

---

<sup>13</sup> Ferdinand Fellmann, *Das Paar. Eine erotische Rechtfertigung des Menschen*, Berlin 2005.

<sup>14</sup> Jean-Paul Sartre, *La Nausée*, Paris (Gallimard, Le livre de poche) 1956, 250.

Allerdings ist Sartres Suche nach Rechtfertigung nicht bei der Kunst stehengeblieben. In *Das Sein und das Nichts* heißt es zwar, dass der Mensch ungerechtfertigt und nicht zu rechtfertigen ist (*unjustifié et unjustifiable*, EN 76), doch in seiner Analyse der Liebe gibt es doch eine Stelle, an der Sartre der Liebe die Kraft der Rechtfertigung zuschreibt. Ohne Liebe sei unsere Existenz eine "ungerechtfertigte und nicht zu rechtfertigende Protuberanz". Aber im Geliebtwerden erfahren wir die Freiheit der Wahl: "Das ist der Grund für die Liebesfreude, wenn sie denn existiert. Uns gerechtfertigt fühlen, dass wir existieren (EN 439)".<sup>15</sup> Später freilich heißt es, das sei eine Täuschung, da die Liebenden doch nicht aus ihrer Subjektivität herauskommen (EN 444). Diese Rücknahme ist darauf zurückzuführen, dass Sartre die Liebe nicht hinreichend in ihrer Eigenständigkeit als Relation begreift, welche die Befindlichkeit der Liebenden übersteigt. Ich halte daher daran fest, dass die Liebesbeziehung diejenigen rechtfertigt, die an ihr arbeiten. Wer nicht an die Liebe als exklusive und dauerhafte Zweierbeziehung glaubt, selbst wenn sie im konkreten Fall in die Brüche geht, hat schon verloren. Ohne die Rechtfertigung der eigenen Existenz in der und durch die erotische Liebe ist der Einzelne zum emotionalen Solipsismus verurteilt, der auch die Freiheit zerstört, die laut Sartre nur in der Situation gewonnen werden kann.

Damit sind die ontologischen Voraussetzungen skizziert, unter denen sich Perspektiven für eine Lebenskunst im Zeichen der Liebeskunst entwickeln. Ebenso wenig wie die Liebeskunst sich in technischen und strategischen Anleitungen erschöpft, beschränkt sich die Lebenskunst auf Regeln, wie man die Menschen zu seinen Zwecken gebraucht. Das menschliche Glücksstreben kann auf Strategien natürlich nicht verzichten, denn niemand will im Leben der Dumme sein. Aber als rechtfertigungsbedürftiges Wesen braucht der Mensch zu seinem Glück immer auch die Gewissheit, das Glück mit lauterem Mitteln erreicht zu haben. In diesem Sinne gehören Glück und Moral zusammen. Die Rücksicht auf die anderen hat aber nichts mit Altruismus zu tun, sondern gehört zum Glück selbst, so wie es zum sexuellen Begehren gehört, auf die Lust des Partners Rücksicht zu nehmen. Denn die eigene Lust lebt von der Partizipation an der gemeinsamen Lust, so dass sich beide Begierden wechselseitig verstärken. Auch hier gilt: Nicht die Lüste als solche, sondern erst ihre Wechselwirkung machen die Kunst der Liebe zum Modell der Kunst des Lebens.

### **III: Die Einheit der Lebenskunst in der Vielheit der Lebensformen**

Der Mensch als rechtfertigungsbedürftiges Wesen, das immer in Situationen lebt, braucht für sein Glück die Mitwirkung des anderen, dem er vertrauen und sich anvertrauen kann. Daraus zieht Sartre den Schluss, dass ethische Normen nicht aus der reinen Vernunft ableitbar sind. Um dem Menschen die Rechtfertigung zu geben, auf die er für sein Selbstverständnis angewiesen ist, müssen moralische Normen aus der Situation selbst erwachsen. Der Begriff der Situation, der für Sartres Freiheitstheorie fundamental ist, beinhaltet mehr als die zufälligen und unübersichtlichen Umstände, er bezeichnet ein gegliedertes Feld, auf dem sich der Handelnde durch Prädikation orientieren kann.<sup>16</sup> Das bedeutet, dass kategorische Imperative und universale Normen durch Regeln ersetzt werden, die dem Wandel der Lebenssituationen Rechnung tragen. Damit soll freilich keinem Relativismus das Wort geredet werden, da die Regeln immer die sozialen Bedingungen reflektieren, unter denen der Einzelne glücklich werden kann. Nur wenn das dem Menschen eigene Streben nach Glück in den Situationen Raum findet, motivieren sie die Menschen auch, sich an die

---

<sup>15</sup> Zu dieser zentralen Aussage vgl. die Interpretation von Peter Kampits, a.a.O. 58f.

<sup>16</sup> Zur sprachanalytischen Ausarbeitung des Situationsbegriffs vgl. Jon Barwise, John Perry, Situationen und Einstellungen. Grundlagen der Situationssemantik, Berlin, New York (Walter de Gruyter) 1987.

Regeln zu halten. Diese Überlegungen lassen erkennen, dass der Rigorismus der Pflichtethik einer Lebenskunst Platz machen muss, die nicht danach fragt, was ich tun soll, sondern: In welcher Welt leben wir?

Mit dieser neuen Fragestellung wird der Moral die Dynamik und Kreativität zurückgegeben, die sie braucht, um in einer sich schnell wandelnden Welt zur Geltung zu kommen. Wichtig ist dabei, dass die Lebenskunst anders als eine Ethik, die Pflicht als Begrenzung der Neigungen auffasst, einer normativen Artikulation der Neigungen Raum gibt. Lebenskunst ist keine Disziplin des Rückzugs in die Innerlichkeit. Vielmehr kommt es darauf an, seine Interessen aktiv durchzusetzen, den Anderen etwas zuzumuten. Das aber heißt: Was man vom Anderen fordert, muss man selbst auch bereit sein zu geben. So könnte man die klassische Formulierung der Goldenen Regel: Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg' auch keinem Anderen zu, umformulieren in: Was Du den Anderen tun willst, das sei auch bereit, von Anderen zu akzeptieren. Das mag nach "Wille zur Macht" klingen und ist es auch, wenn man Macht von Gewalt unterscheidet und in der Macht einen Wert sieht, von dem das Selbstwertgefühl des Menschen abhängt: "Denn es gibt eigentlich gar keinen Genuss anders als im Gebrauch und Gefühl der eigenen Kräfte, und der größte Schmerz ist wahrgenommener Mangel an Kräften, wo man sie braucht" - und in der Liebe braucht man sie am nötigsten, so könnte man die Feststellung Arthur Schopenhauers ergänzen.<sup>17</sup>

Das skizzierte Programm einer Lebenskunst in Situation mag den Anschein erwecken, als orientiere sie sich ganz und gar an der sozialen Moral. Das wäre fatal, da soziale Formen zur Erstarrung tendieren. Daher die traditionellen Bemühungen, der Sozialmoral eine Individualmoral entgegenzustellen, der sich die Lebenskunst anschließt. Paradigma ist die Zweierbeziehung, die erotische Liebe, die einen Kompromiss zwischen individuellen und sozialen Forderungen darstellt. Natürlich ist das gesellschaftliche Leben keine bloße Ausweitung der Zweierbeziehung, so dass auch Lebenskunst nicht einfach eine Fortsetzung der Liebeskunst sein kann. Denn im Leben haben wir es rein funktional mit vielen Menschen zu tun, die uns als Personen emotional gleichgültig sind. Gleichwohl kann kein Zweifel daran bestehen, dass die erotische Liebe prägend für die emotionale Sensibilität ist, ohne die soziale Kompetenzen unwirksam bleiben und Gesellschaften auseinanderbrechen würden. So kann man von einer Isomorphie von Liebeskunst und Lebenskunst ausgehen, die wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen, damit unsere offene Gesellschaft nicht an ihrer Offenheit zerbricht.

Die Liebeskunst, die Liebe und Sexualität verbindet, findet ihren Ausdruck in der Metapher des Liebesspiels. Die Spielmetapher gehört zu den Denkfiguren, die seit jeher für die Liebe, für den Menschen und für das Leben herangezogen werden. Unter Spiel verstehen wir eine Tätigkeit, die ohne praktischen Zweck und Nutzen außerhalb der Betätigung rein aus Lust an ihr selbst gesucht wird. Insofern unterscheidet sich das Spiel vom Leben mit seiner Arbeit und seinen Sorgen. Aber auf einer höheren Ebene lässt sich das Leben - wie die Liebe - als Spiel auffassen, denn das Spiel vereint Freiheit und Zwang, Leichtigkeit und Ernst, so dass Schiller sagen konnte: "der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt".<sup>18</sup> Hans-Georg Gadamer hat in *Wahrheit und Methode* die Tätigkeit des Spielens als "Hin und Her der Spielbewegung" beschrieben, eine Bewegung, die im Geschlechtsakt physisch greifbar ist.<sup>19</sup> Das Besondere dieser Bewegung liegt darin, dass sie der erotischen Liebe eine eigene Logik

---

<sup>17</sup> Die Welt als Wille und Vorstellung I, Sämtliche Werke Band I, Frankfurt a. Main (stw) 1986, 420.

<sup>18</sup> Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 15. Brief.

<sup>19</sup> Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen 1960, 97ff.

verleiht, unabhängig vom subjektiven Befinden der Liebenden. Das Primäre ist die Relation, das Zusammenspiel. Die Lust der Beteiligten wird durch das Zusammenspiel "aufgehoben", aus der gegenwärtigen Empfindung in eine Erwartung verwandelt, die auf die Fortsetzung des Spiels setzt. Hier liegt der Reiz des Liebesspiels, die Dialektik von Erfüllung und Enttäuschung, die das Liebesspiel zum Medium macht, das die Botschaft ist.

Die Liebe als ernstes Spiel hat schon in der römischen Antike ihre Formulierung in Ovids *Ars amatoria* gefunden.<sup>20</sup> So zeitgebunden der Text auch ist, er kann immer noch als Klassiker gelesen werden. Das sexuelle Begehren wird als natürliches Bedürfnis anerkannt, an dessen Befriedigung Mann und Frau trotz der traditionellen Rollenverteilung als gleichwertige Mitspieler beteiligt sind. An die Stelle der platonischen Überhöhung der Frau tritt das Prinzip der Gegenliebe, das auf der Polarität der Geschlechter beruht. Wer liebt, muss auch liebenswert sein, um geliebt zu werden. So entsteht ein Bild der Liebeskunst, die auf einen dauerhaften Bund aus freier Liebeswahl hinausläuft. Mit diesem Konzept wendet sich Ovid gegen Kodifizierungen, die aus gesellschaftlichen oder ökonomischen Gründen die elementaren Gefühle der Liebenden unterdrücken. Daher wird die Standesehe als Zwangsverbindung ebenso abgelehnt wie die käufliche Liebe als deren Gegenbild.

Ovid führt mehrere Vergleiche für die Kunst des Liebens an, so die Steuermannskunst, die Kunst des Kampfsports sowie die Kunst, ein Instrument zu spielen. Immer handelt es sich um Techniken, die aber die Rolle des Mitspielers berücksichtigen. Die Regeln der Kunst laufen darauf hinaus, mit dem Partner in Einklang zu kommen. Das erfordert Kunstgriffe, die erlaubt sind, soweit sie den Partner in seinem Verlangen respektieren. So entsteht ein funktionales Konzept der Liebe, das die Liebe als Spielart der sexuellen Lust aus sich selbst begreift. Das Funktionale verbindet sich mit dem Ästhetischen, das die Libido so weit kultiviert, dass beide Partner gelöst und beglückt werden. Sicherlich kann man Ovids *Liebeskunst* heute nicht mehr als Anleitungsbuch für eine gelungene Zweierbeziehung lesen, aber die Botschaft der sich selbst erhaltenden Gegenliebe ist nach zweitausend Jahren immer noch aktuell. Das bestätigt Erich Fromms *Die Kunst der Liebe*, die natürlich von einem anderen Menschenbild und anderen sozialen Bedingungen ausgeht, im Prinzip aber Ovids Ansatz weiterentwickelt. Für Fromm liegt das Problem der menschlichen Existenz darin, mit anderen zusammenzuleben und doch man selbst zu bleiben, ein Problem oder besser eine Paradoxie, die nur durch die Liebe als Lebensform gelöst werden kann. Auch Fromm geht von der Überwindung des Narzissmus in der erotischen Liebe aus, die er mit dem Glauben an den anderen Menschen gleichsetzt. Das erfordere Mut, sich dem anderen "hinzugeben", ohne sich damit aufzugeben.<sup>21</sup>

Allerdings ordnet Fromm die erotische Liebe der Mutterliebe und der Nächstenliebe unter. Dadurch bekommt seine Liebeskunst eine unbestimmte Allgemeinheit, die keine Unterschiede zwischen den Menschen macht. Er postuliert eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit, die durch emotionale Solidarität wiederhergestellt werden soll. Ich möchte dagegen am Primat der erotischen Liebe festhalten und daraus Regeln der Lebenskunst ableiten. Die Liebe als Spiel der Geschlechter folgt Regeln, die flexibler sind als Gesetze, aber nicht beliebig. Auch in Sprachspielen, die zu den Liebesspielen gehören, kann die Regeln nicht jeder selbst machen, wenn er von anderen verstanden werden will. Spiele müssen gelernt werden, und das erfordert Übung und Erfahrung,

---

<sup>20</sup> Ovid, *Die Liebeskunst*, Leipzig (Reclam) 1982. Die Ausgabe enthält einen lesenswerten Essay von Volker Ebersbach: "Ovid oder die Ästhetik der Liebe", der das Werk in den Kontext seiner Zeit einordnet.

<sup>21</sup> Erich Fromm, a.a.O., 145: "Lieben heißt, dass wir uns dem anderen ohne Garantie ausliefern, dass wir uns der geliebten Person ganz hingeben in der Hoffnung, dass unsere Liebe auch in ihr Liebe erwecken wird".

die oft schmerzlich sein kann. Die größten Enttäuschungen entstehen, wenn man der Liebe keine Zeit lässt, sich zu entwickeln. Denn ein Jegliches hat seine Zeit, die wir verkennen, wenn wir nach dem Prinzip "Lust jetzt!" leben.<sup>22</sup> Eines der größten Hindernisse für das Gelingen der Zweierbeziehung ist der Subjektivismus, das Absolutsetzen der augenblicklichen Befindlichkeit, das als "Selbstverwirklichung" missverstanden wird.

Jeder weiß heute, dass für das Gelingen einer Zweierbeziehung beide Partner Arbeit leisten müssen. Das anfängliche Verliebtsein reicht nicht, um eine Verbindung über lange Zeit aufrecht zu erhalten. Von sozialen Ansprüchen wie Karriere oder Familie einmal abgesehen, liegt der entscheidende Störfaktor im sexuellen Begehren, dessen Ausleben in unserer liberalen Gesellschaft kein Tabu mehr ist. Ein Weg, der im 20. Jahrhundert mit der Emanzipation der Frau und der medizinischen Kontrolle der Sexualität sich als Königsweg anbot, war die so genannte "freie Liebe", in der beide Partner in gegenseitigem Einverständnis ihre sexuellen Bedürfnisse ungehemmt ausleben können. Das ist freilich eine Lebensform, die auf eine bestimmte Schicht von Intellektuellen oder Künstlern zugeschnitten ist und die ein hohes Maß an Reflexion erfordert. Das traf vielleicht auch auf Sartre und seine Lebensgefährtin Simone de Beauvoir zu. Aber es zeugt doch von der Einsicht in die verletzliche Natur des Menschen, dass Sartres den überzogenen Liberalismus in der Liebe als unhaltbar bezeichnet (EN 479 ff.). Er wendet sich mit Nachdruck gegen die Illusion der Gleichheit in der Zweierbeziehung, denn wenn auch beide Partner die gleiche Reflexionskompetenz haben, um mit den Störungen des sexuellen Begehrens fertig zu werden, so verliert doch die Beziehung an Wert. So entstehen "Paare", die nicht wirklich zusammengehören, sondern nur einen Egoismus zu zweit praktizieren. Als Beispiel führt er Werke aus der Tradition der französischen Moralisten wie *Gefährliche Liebschaften* von Choderlos de Laclos an, in denen es um die Kunst geht, den anderen zum Zwecke der eigenen Lust zu manipulieren (EN 449). Und wenn in den 1970er Jahren Autorinnen wie Erika Jong in ihrem Weltbestseller *Angst vorm Fliegen* den "zipless fuck" als Gipfel der Emanzipation bezeichnet, so war das ein krasser Fall von *mauvaise foi*.<sup>23</sup> Die Folgenlosigkeit sexueller Praktiken hat nichts mit Freiheit zu tun, es sei denn, man versteht unter Freiheit Flucht vor sich selbst. Denn Sexualität, auch wenn sie nicht mit Versprechungen verbunden ist und ohne Folgen bleibt, ist doch mehr als ein bloßer Akt des Konsums. Auch die gegenwärtige Tendenz, Sexualität zum Sex zu neutralisieren, ist zwar für die Märkte gut, führt aber zur Selbstentfremdung der Konsumenten, die bei den Jugendlichen in den Industrieländern nicht zu übersehen ist.

Wenn die traditionellen Wege der Disziplinierung und Moralisierung der Sexualität nicht mehr gangbar sind, wenn aber andererseits die Reduktion der Liebe auf Sex auch nicht zum Ziel führt, was kann die Liebeskunst dann tun? Die anthropologischen Vorüberlegungen lassen nach meiner Überzeugung nur eine Möglichkeit offen. Sie besteht darin, die Sexualität als Fundament der Liebe ernst zu nehmen und ihre Abspaltung zum Sex zu vermeiden. Was Not tut, ist eine neue Form der Liebeskunst, die das kreative Potential der Sexualität in den Grenzen der Zweierbeziehung ausschöpft. Sicherlich ist Sexualität nicht alles, aber sie ist auch nicht nur etwas Äußerliches, sondern eine Aufgabe, die von den Liebenden eine gemeinsame Anstrengung erfordert. In der

---

<sup>22</sup> Ferdinand Fellmann, *Philosophie der Lebenskunst zur Einführung*, Hamburg (Junius) 2009.

<sup>23</sup> Erica Jong, *Angst vorm Fliegen*, Frankfurt a. Main (Fischer Taschenbuch) 1979, 25: "Die Traumnummer oder der Spontanfuck ist von äußerster Reinheit, da ohne Nebenabsicht. Es findet kein Machtkampf statt". Zu dem hinter diesem Konzept steckenden falschen Bewusstsein vgl. Donald Symons, a.a.O. 178.

Gestaltung der Sexualität sind Phantasie und Kreativität gefordert, die verschiedenen Bedürfnisse der Partner auf einen Nenner bringen. Diese Aufgabe lässt sich nicht mit dem Verstand allein lösen, sie muss immer emotional ausgeglichen bleiben. Andererseits gilt: Wenn man in Liebesfragen den Rat bekommt, man solle seinem Herzen folgen, so ist das sicherlich richtig, aber auch das Herz allein genügt nicht. In der Liebe gehören immer Kopf und Bauch zusammen, emotionale Intelligenz ist gefragt, die Zeit braucht. Daraus ergibt sich für Verliebte die Grundregel: Bindet euch nicht zu früh, geht aber auch nicht zu früh auseinander.

Die Regeln der Liebeskunst lassen sich auf die Lebenskunst übertragen. Der Polarität der Geschlechter entsprechen im Leben die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen Freund und Feind. In der Begegnung mit anderen Menschen zeigen sich diese Unterschiede spontan in Sympathie und Antipathie, die in unmittelbarer Evidenz unser Verhältnis zu anderen bestimmen. Statt sich einem empathischen Solidaritätsrausch hinzugeben, wie er von postmodernen Denkern wie Richard Rorty propagiert wird, besteht die Lebenskunst darin, Gesichtspunkte zu finden, unter denen scheinbar gleiche Menschen verschieden sind. In diesem Sinne kann man Lebenskunst als "Scheidkunst" bezeichnen, wie früher die Chemie genannt wurde. Wer Unterschiede macht, wird dem anderen und sich selbst gerecht, und darin liegt die Rechtfertigung durch die Liebe, die Distanz wahrt, um dauerhafte Nähe zu erreichen, die auch Belastungen aushält.

Was für die zwischenmenschlichen Beziehungen gilt, lässt sich auf das Verhältnis zur Welt ausweiten. Wir alle streben nach Erfolg, wollen unsere Ziele realisieren, unser Leben gestalten. Dafür ist eine Herstellungspraxis erforderlich, die mit der Lebenserfahrung wächst. Mit der Herstellungspraxis aber geht eine elementare Unterscheidungspraxis einher, die Spielräume für Entscheidungen schafft.<sup>24</sup> Der Bezug zur Welt darf nicht dazu führen, ganz in anonymen Strukturen aufzugehen, deren Macht die individuelle Wahl zerstört, ohne dass es die Betroffenen merken. Daher lautet die oberste Regel für die Gestaltung des Lebens: Wahre den Bezug zur Welt, aber verlasse auch nicht ohne schwerwiegende Gründe den Weg, den Du einmal eingeschlagen hast. Welches freilich schwerwiegende Gründe sind, ist nicht leicht zu bestimmen. Sicherlich genügen nicht die eigenen Erwartungen, die meist verschwommen und illusorisch sind. Entscheidend ist es daher, die Lage zu erkennen, das Unbestimmte zu gliedern, Unterschiede zu machen, um Freiräume für das Handeln zu gewinnen. In diesem Sinne entsprechen die Regeln der Lebenskunst Sartres phänomenologischer Ontologie der menschlichen Wirklichkeit: "Es gibt Freiheit nur *in Situation*, und es gibt Situation nur durch die Freiheit" (EN 569).

---

<sup>24</sup> Zum Begriff der Unterscheidungspraxis in der konstruktiven Wissenschaftstheorie vgl. Jürgen Mittelstraß, Die Möglichkeit von Wissenschaft, Frankfurt a. Main (Suhrkamp) 1974.